Saenger, Samuel

19 Bl.

STADTARCHIV MANNHEIM
Archivalien-Zugang 22 /1980 Nr. 222

Die neue Rundschau

Redakteur Prof. Dr. S. Saenger, Berlin W, Fürther Str. 11 a
S. Fischer, Verlag, Berlin W, Bülowstr. 90

Berlin W, den 14. Aug. 15

Sehr verehrter Herr Doktor, ich freue mich ausserordentlich, mich mit Ihnen über Exzellenz von Kühlmann verständigen zu können, und werde voraussichtlich schon nächsten Montag zwischen 11 und 12 Uhr bei Ihnen (Hardenbergstr.) vorsprechen.

In besonderer Hochachtung
und sehr ergeben
Ihr Saenger

Leider hat Kollegenschaft, was nicht ganz erfreulich. Ich erziele aber einen Vorabzug der Artikel, den T. über Kühlmann und Jarcke. Ein Exemplar der neuen Rundschau [illegible] liegen wird.

W 17/12

Dr. F. WICLERT.

Berlin W. 10, den 14. Dezember 1917
Herkulesufer 11.

Herrn Professor Samuel Sänger, Berlin W., Fürtherstr.11a.

Rohrpost.

Hochverehrter Herr Sänger.

Von Herrn Legationsrat Rödiger wurde mir gesagt, daß Sie mit dem Plan einer Darstellung der Politik Exzellenz von Kühlmanns umgehen und daß Ihnen die Uebermittlung einiger Einzelheiten über die Persönlichkeit nicht ungelegen käme. Ich habe nun schon mehrere Jahre in nächster Umgebung des Staatssekretärs leben und arbeiten dürfen, zum Teil in seinen unmittelbaren Dienste. Sollten Sie Lust haben, sich meiner für den von Ihnen gedachten Zweck zu bedienen, so stehe ich Ihnen jederzeit zur Verfügung, so zum Beispiel am Montag, Dienstag oder Mittwoch nach elf Uhr in meinem Büro Herkules= ufer 11, aber, wenn Sie wollen, auch an anderem Plats und zu anderer Zeit.

Ich benutze diese Gelegenheit gern, um Ihnen zu sagen, daß ich mich auch sonst freuen würde, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr sehr ergebener

Die neue Rundschau

Redakteur Prof. Dr. S. Saenger, Berlin W, Fürther Str. 11 a
S. Fischer, Verlag, Berlin W, Bülowstr. 90

Berlin W, den 18.12.17

Sehr verehrter Herr Doktor, ich lege Ihr Exemplar Ihres Aufsatzes mit herzlichem Dank wieder bei, da leider auch Korrekturbogen natürlich, Ihre Sendung und Ihr verständnisvolles Interesse aber sehr schätzen werde.

Ihr Aufsatz gegenstand müsste glaube ich, wo der verfügbare Raum so viel zu kurz übrig bleibt und an die Kürze besonders hohe Ansprüche von Verantwortung und Rücksichten gestellt werden, mehr als sonst von Redaktionswegen bei mir ganz neue Empfindungen auslösen; aber es ist mir widerlich, zu sagen, wie weit der verehrungsvolle und verständnisvolle Hörer mich (leider gänzlich unberechtigt) spezialisiert) Handen ist eine grundsätzlich völlig verschiedene Kategorie der Leser v. K. damit zu unserer Lust: und doch würde ich mich sehr schämen, solche Empfindungen als die allerletzte Freude, weil sie wirklich gültigen Massstab anzulegen.

Ich meine „glaube" ich, von äußerster Wichtigkeit, wenn Sie v. K. mit lebendiger Formel vom Kriegsschauplatz der Völker in Verbindung setzen. Wir sehen sie nicht; und die Bücher stammen leicht, weil sie selber in Quartalen zappeln und ihr Gehirn mit künstlichen Vorstellungen belastet wird.

Mit verbindlichsten Grüßen und

in Besonderer Hochachtung

Ihr S Saenger

sierung? Ich glaube, daß das zur Zeit noch nicht ganz zu trennen ist. Es ist beides. Es ist Übergang. Wertverschiebung mag den unglücklichen Zeiten auf Rechnung gestellt sein, es reguliert sich stets von selbst, falscher Luxus ist Folge des Parvenütums, auch vergänglich, die wahre Problematik der Masse liegt anderswo. Wir kannten eine Kunst, die am besten einsam gedieh, den Wettern ausgesetzt. Sie brauchte Wurzelung und Hemmung. Sie wurde stark im Kampfe des Einzelnen gegen die Vielen. Ihre großen Werke entstanden nicht im Trubel einer koordinierten Masse, nicht im Mechanismus eines sozialen Betriebes. Michelangelos sixtinische Decke und Bachs H-Moll-Messe, die Beethovensche Symphonie und Goethes Faust wurden von keiner Plattform ausgerufen. Sie haben, in Wehen geboren, die Menschen langsam erobert und nach sich gebildet. Es ist uns schlimm zumute, wenn wir diese Maßstäbe verlieren sollen. Wir sind alle irgendwie Romantiker, die an der feudalen Struktur des herrschenden Geistes und der Schöpferkraft hängen, und fürchten uns vor dem Dritteklassengeruch der kommenden Demokratie. Das russische Ballett im kaiserlichen Theater zu Petersburg, von Hofgunst zu solcher Blüte gebracht, im Glanze seiner überirdischen Kunst, vor einem Parkett ordengeschmückter Generäle, und die Freie Volksbühne mit der gedrängten Schar abgearbeiteter, mühsam verstehender, bildungssüchtiger, aber glücklicher Zuhörer — ja, wir wissen, daß es so kommt, wir wissen, daß das die einzig mögliche, einzig gesunde Zukunft ist, aber wir sind nicht unkompliziert genug, uns ohne weiteres darein schicken zu können. Das Soziale ist uns noch zu logisch für das Wesen der Kunst, das Hilfreiche noch zu nebensächlich, das Kulturelle noch zu unpersönlich. Wir haben die Erfahrungen dieser Jahre zu Ende zu führen. Der Zulauf und die Wertverschiebung, die Hilfe und die Nivellierung, die Kulturphrase und die fast völlige Unberührtheit der modernen Kunst von dem größten Erlebnis der Weltgeschichte. Nun also? Alles dies sind Fragen der Vermittlung, der Reproduktion, die Kunst selbst, die schöpferische, die sich nicht im geringsten aus der Zeit rekrutiert, bleibt keusch. Die Demokratie ist nur ein anderes Verdammungssystem. Sie hat sich lange vorbereitet, sie wird sich jetzt heftiger entwickeln. Beethoven war ein Demokrat; was er schuf, ging seiner Zeit voran; er hat sein Volk nach hundert Jahren gefunden. Als er das erstemal die Eroika aufführte, schrie einer von der Galerie, ob es noch nicht endlich aufhöre. Heut, wenn sie Strauß in der Volksbühne spielt, weint vielleicht einer auf dieser Galerie. Die Träne ist die Antwort des Volkes an einen großen Befreier. Wohl ist sie in der Schale der Seligkeit mehr wert als alle Orden der russischen Generäle. Der Zustand der Kunst ist nicht Tollheit, sondern Übergang mit allen Krankheitserscheinungen. Rein und stolz, wie sie geblieben ist, wird sie sich in

den Jahren der Genesung die Mission wahren. Die Sehnsucht nach ihr, wie Flammen emporschlagend, wird ein Feuermeer sein. Das Bacchanal ist zu Ende, ihre Figur steht von Licht umflossen.

So denke ich, mitten in diesem Bacchanal verhetzter Leidenschaften. Ich wollte es überwinden. Aber ich habe an diesen letzten Zeilen sehr langsam und mit vielen Korrekturen geschrieben. Den Anfang diktierten mir die Sinne, den Schluß der Verstand. Ich liebe ihn noch immer nicht.

Junius / Herr von Hertling und Herr von Kühlmann

II

Hosiana rufen wir nicht, ach nein. Aber wir empfanden doch einige Erleichterung, als das Kabinett Hertling zustande gekommen war und die Lüge der Ara Michaelis tot am Boden lag.

Wir dürfen gewisse Dinge nicht vergessen. Ein katholischer Professor der Philosophie wird Berater und Geschäftsführer des protestantischen deutschen Kaisers. Ein Bayer wird preußischer Ministerpräsident. Ein Royalist alten Schlages wird Brücke zwischen Autorität und Freiheit. Ein behutsamer Sozialpolitiker, der grundsätzlich an den Rechten und Resten des Wirtschaftsindividualismus festhält, wird Vorspann des mächtigen Dranges in einem allumfassenden und alle erfassenden Staatssozialismus. Ein starker Siebenziger, hat er seine klare und für jedermann leserliche Handschrift; sein geistiger und politischer und kultureller Horizont ist — fest umgrenzt; in seiner Art, das Verhältnis von Natur und Geschichte zu ordnen, nistet kein Zweifel, und in seiner elastischen Art, katholisch-hierarchisches Christentum mit dem Modernismus in Staat und Gesellschaft auszugleichen, ist keine Spur von Originalität. Alles daran und darin ist Tradition, Anpassung, Anschmiegung. Nach dem früheren Sprachgebrauch, der auch (man sei doch ehrlich) ein Denkgebrauch war, nannte man den Grafen Hertling einen Reaktionär. Für den politisierenden Pöbel war das freilich ein Schimpfwort, doch Mißbrauch hebt den legitimen Gebrauch des Begriffs nicht auf. In seiner katholischen Spielart bezeichnet er einen Mann, der das uns geläufige Verhältnis von Staat und Kirche umkehrt; der von Obrigkeits wegen aller weltlichen Bildung und Erziehung den kirchlichen Stempel aufprägt; und der bei den Kämpfen um den geistigen, politischen und wirtschaftlichen Verselbständigungsdrang der Massen oft bei denen Aufstellung nimmt, die ihn aus Klassenegoismus zu unterdrücken trachten, das heißt bei den Großagrariern, den Industrieherren und Banko-

kraten. Oft, nicht immer; denn durchdachter Kirchenkatholizismus führte in alter und neuer Zeit naturgemäß zu grundsätzlicher Sozialpolitik, zur systematischen Rücksicht auf Massenelend und das Bedürfnis der Massenhebung. Ein katholischer ‚Reaktionär' müßte daher von Hause aus die Überspannung der weltlichen Autoritätsbegriffe und die blindegoistische Übertreibung der kapitalistischen Klassenherrschaft ablehnen, er war immer mit etwas demokratischem Öl gesalbt: das Quantum bestimmte das Maß der persönlichen Einsicht und die soziale Lage und Frage.

Der Leser wird nun begreifen, daß gerade ihr positives Verhältnis zur modernen Sozialpolitik katholischen Politikern häufig einen demokratischen und modernen Stempel gab; hatten sie höheres geistiges Format und überblickten sie die sozialen Zusammenhänge auf weite Strecken, so konnten und durften sie nicht, wie das alte und böswillige konservative Gerümpel, modernem Wollen und Müssen die Wege verbauen. Wir haben hier den Fall Hertling, der einen persönlich hohen Kulturbesitz stets mit Geschmack verwaltete und nach einem langen, klug ausgenutzten parlamentarischen Leben wie ein offenes Buch vor uns liegt. Er stellt grundsätzlich die Kirche über den Staat. Bitte: nicht Religion und Religiöses, sondern die kirchlich organisierte Metaphysik und Seelenverwaltung. Es braucht uns, insofern wir Politik treiben, nicht gesagt zu werden, daß der Staat an sich nicht der höchste aller Werte ist; er soll vielmehr so konstruiert werden, daß er als sittlich, das heißt gerecht gehandhabte Zweckvorrichtung dem sozialen und, mittelbar, dem individuell-menschlichen Leben dient. In dieser Begriffsbestimmung sind gegen die (von gewissen Professoren jetzt in Umlauf gebrachte) Hegelische Staatsomnipotenz Schranken gesetzt. Aber es fällt uns darum nicht ein, die Überordnung der Kirche, oder der kirchlichen Seelenverwaltung, über den Staat als Rettung von der unsre geistige Freiheit und Initiative bedrohenden Omnipotenz zu Hilfe zu rufen. Das sind Unterschiede und Unterscheidungen, die unsere katholisierenden Christusse im Frack und ihr Snobgefolge eben verwischen wollen, — ich bin sicher, daß Graf Hertling über diese unerbetene und unerwünschte Hilfstruppe einer aus Snobismus erstrebten katholischen Renaissance innerlich lächelt, vielleicht gar sie verachtet.

So ungefähr stellt sich mir das Bild unsres neuen Kanzlers dar. Und der sei geeignet, in die ‚neue' Zeit hinüberzuführen, dem neuen Drang die Wege zu finden, die macht- und wirtschaftspolitischen Widersprüche und Gegensätze aufzuheben oder wenigstens abzuschwächen? Kann aus alten Rezepten ein Neues gebraut werden? Nun, nach Alter und Herkunft kann der Graf ‚nur' ein Übergang, eine geschichtliche Hilfskonstruktion sein, und zu diesem Nur befähigt ihn — um von der besonderen Parteikonstellation im Deutschen Reichstag zunächst zu schweigen — eine

große und nimmer verblühte Erbschaft der katholischen Idee: der Universalismus der Gesinnung, ein zähes Festhalten am Europäismus unserer Kultur und Kultureinstellung, die vor dem Nationalstaatlichen und Machtstaatlichen nicht völlig kapituliert. So trägt der Katholizismus in seiner überlieferten Gesinnung und Tendenz ein Übernationales in sich, auch er ist einer von den internationalen Ringen, denen es endlich doch gelingen muß, über die entzweienden, national angestrichenen Imperialismen den Willen zum Neben- und Miteinander und zur Verständigung herzustellen. Es ist kein Zufall, daß, neben der sozialdemokratischen, die katholische Partei grundsätzlich, und trotz allem niederbrüllenden Geheul von der gegnerischen Seite her, an der Konstruktion eines neuen und fester gefügten Europäismus festhält; sie darf, ohne sich selbst aufzugeben, die Idee des Übernationalen aus religiösen Gründen nicht aufgeben. Auf diesem Boden des Willens zum Übernationalen mußten sich daher die zwei stärksten Parteien in unseren Parlamenten begegnen: aus entgegengesetzten Richtungen streben sie dem gleichen Ziele zu. Man lese die Antwort auf die Papstnote noch einmal genau durch und horche auf den seelischen Akzent des Wortlauts; man wird mir, glaub' ich, zugeben müssen, daß ich nicht konstruiere.

Man wird unsere Lage nun wohl besser verstehen — vielleicht werden auch die Scharfsichtigeren und Wahrheitsfüchtigen draußen und drüben sie nun besser verstehen. Das Friedensproblem ist die Aufgabe, Völker und Staaten Mitteleuropas aus der roten Sintflut herauszuführen und das neue Gleichgewicht des Rechtes und der Duldung an die Stelle des (labilen) Gleichgewichtes der Macht zu setzen; alle sonstigen Aufgaben und Probleme sind ihr untergeordnet. Es gibt zwei Wege der Lösung, die parallel dem gleichen Ziele zustreben: den militärischen, der den Gegenblock durch die Waffen zur Verständigung reif machen will, und den ideal-politischen, der das Prinzip der Neuordnung Europas verkündet. Es wurde durch die Reichstagsresolution vom 19. Juli und durch die Antwort auf die Papstnote umschrieben, und es wurde wesentlich durch die beiden Parteien geprägt, die, jede auf ihre Weise, universalistische Tendenzen vertreten. Man soll das nie aus dem Auge verlieren. Es enthält klar und deutlich eine Ablehnung der Kriegskarte als Grundlage für die Neuordnung. Und die Art, wie dieses Prinzip im Reichstag aufgestellt, formuliert und verkündet wurde, enthält eben so klar und deutlich eine Ablehnung jedes außerpolitischen (also etwa militärischen) Einflusses auf die diplomatische und politische Vorbereitung zur Herbeiführung und Gestaltung des Friedens. Jedem neuen Kanzler, dem, nach der Herbstkrisis, das Reichssteuer anvertraut wurde, wurde so für den allerwichtigsten Punkt seiner Mission ein eindeutiges Programm in die Hand gelegt und eine feste Mehrheit zur Verfügung gestellt.

Das war das große Novum in unserer innerpolitischen Geschichte; mit einem Schlage wird die Initiative für die Grundrichtung der Politik ins Parlament verlegt, und dieses verlangt von dem zur Leitung des Staates Berufenen ein Bekenntnis. Dieses Neue, es mag verdunkelt und zeitweilig noch einmal vergewaltigt werden, — verwischen läßt es sich nicht mehr; und es ist unsagbar albern, dem Ausland — das sicher nicht früher Frieden schließen wird, weil wir uns, wie man so sagt, parlamentarisieren, aber das sicher früher zum Frieden reif gemacht sein wird, wenn wir uns parlamentarisieren — albern ist es, ihm zuzuflüstern, dieses sogenannte Novum sei eine Posse, erfunden, es über unseren politischen Seelenzustand zu täuschen. Auch daß man den siebenten Kanzler aus der Partei nahm, deren Anhänger sonst in der bürgerlichen Welt verwurzelt sind und deren Spitzen bis in die Wolkenhöhe des ancien régime reichen, und nicht etwa aus — der Sozialdemokratie, war für uns fast eine Selbstverständlichkeit. Man sieht, daß aus den Zwangsläufigkeiten unserer inneren, unserer parlamentarischen Lage ein Mann des Zentrums erkoren werden mußte.

Graf Hertling hat durch seine Erklärungen vom 29. November diese Mission und dieses Prinzip, sie auszuführen, übernommen. Insofern brauchte er sich nicht zu bezwingen; sein katholisch universalistisches Herz trieb ihn in diese Richtung. Die ungewöhnlich klugen Bekundungen des Grafen Czernin offenbaren ähnliche Seelenklänge, nur sind sie weicher und greifen weiter hinaus: er vertritt ja einen Staatenstaat und ist aus Selbsterhaltung zur Überwindung des verkrüppelnden Nationalismus gedrängt. Die Festigkeit gegen die Kriegskartenpolitik, die unser Verhängnis werden könnte, wird ihm leicht sein. Zu dem aber, was sonst noch auf seine Schultern gelegt ist, vor allem zur Demokratisierung des preußischen Parlaments, kann er nur auf dem Umwege einer Nützlichkeitsbetrachtung ein Verhältnis gewonnen haben. Er denkt vorwärts und fühlt rückwärts, das [illegible]te man sogar seinen Erklärungen an. Es wird den Geschlechtscharakter seiner Staatsmannschaft bestimmen, ob und mit welchen Mitteln er diesen Teil seiner Mission verwirklicht. Auch er gehört zu der Friedensvorbereitung, die keinen Aufschub duldet.

Ich habe bei früherer Gelegenheit einmal ausgeführt, daß der Verlauf des Weltkrieges zwangsläufige Situationen geschaffen habe, die dem Staatsmann seine Entscheidungen erleichtern und ihn automatisch vor blinden Mißgriffen bewahren: seine Leistung wird fast ausschließlich Willens- und Charaktersache. Es war zum Beispiel schon lange sichtbar, daß der Osten die militärische und politische Durchbruchsstelle des Ringes für uns sein könne und sein werde, wenn es auch einige Zeit länger gedauert hat, bis die ekelhafte Aufdringlichkeit freundnachbarlicher Gefühle und Gesinnungen

nach Osten hin entschleiert und die ostwärts gerichteten Methoden der beflissenen Geschäftshuberei diskreditiert sein würden. Es ist nicht zu fürchten, daß die Intelligenz der vereinigten Herren von Hertling und Kühlmann nicht ausreichen sollte, zu erkennen, was jeder durch die Konjunktur emporgehobene Zeitungsschmock ihnen heute unter die Nase reibt, und daß sie eben die Warnungen überhörten, die die russischen Revolutionsmänner in ihre Formel des Selbstbestimmungsrechtes der Völker legen. Schlichte Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit hat, das wissen sie, heute wenigstens nach dem Ersten hin ihren Wert und ihre Wirkung, — auch ihre Rückwirkung auf unsre eigene politische Atmosphäre, die durch Zuwachs an diesen Imponderabilien sich sicherlich nicht verschlechtern wird. Aber mit noch höherem Nachdruck ist zu betonen, daß aller Erfolg in der inneren Politik heute mehr denn je Willens- und Charaktersache ist.

Graf Hertling kannte, als er das preußische Ministerpräsidium übernahm, die Macht und den Einfluß der feudalen und plutokratischen Gruppen, die das preußische Parlament umklammert halten, und er weiß, daß bessre Reform, dessen sofortige Reform an Haupt und Gliedern eine deutsche Notgelegenheit ist. Sie gehörte schon vor dem Kriege — man macht sich lächerlich, man macht sich strafbar, indem man es leugnet — zu den unerfüllten Idealen, die der Erfüllung und Erlösung harrten; unser Nationalstaat mußte so lange unvollendet sein, als in dessen preußischem Teil eine so ganz andere politische Temperatur herrschte als im übrigen Deutschland. Es ist eine Grundtatsache unserer Geschichte seit der Reichsgründung, daß Preußen noch immer nicht ganz innig und innerlichst mit Deutschland verschmolzen ist. Nicht nur, weil das vom Kriegsminister von Boyen geforderte Merkmal der Nationalität im Politischen, ‚die Übereinstimmung des Volkes mit seiner Regierung' noch immer nicht erreicht ist — sie ist es übrigens nirgends, auch nicht in den westlichen Scheindemokratien: besser Plutokratien —: sondern weil, um dem Schwaben Pfizer zu reden, Preußen noch immer mehr Kraft (und, fügen wir hinzu, mehr Kraftverherrlichung) als ‚Schönheit und Form der Seele' habe. Wie sich die Kraft und Zucht Preußens militärisch und organisatorisch in diesem Kriege bewährt hat, braucht hier nicht gesagt zu werden; an die in gewissen Kreisen politisierender Dilettanten zur Mode gewordene Verkleinerung und Verleugnung dieser Seite der ‚preußischen Prägung' ist kein Wort zu verschwenden. Aber es ist ihm gleichzeitig versagt geblieben, im eignen Volke und unter seinen zentraleuropäischen Bundesgenossen moralische Eroberungen zu machen; die Schönheit und Form der Seele fehlte; und ohne sie ist keine werbende Politik zu machen und kein Friedensreich aufzubauen. Das sind Fakta; und auf diese Fakta hat der Staatsmann sein Arbeitsprogramm zu gründen.

Zu den politischen Voraussetzungen der Verschmelzung erkennt darum im heutigen Sturm und Drang jeder Sehende die Verteilung des gleichen Quantums Demokratie auf Reich und Hegemonialstaat, der in ganz Deutschland für die Art und Kunst, wie die nationalen Geschicke bis zum Ausbruch der Katastrophe geführt wurden, verantwortlich gemacht wird; aller Anstoß zu diesem sogenannten demokratischen Drang, der, wie man sieht, ganz tiefe ideelle und kulturelle Motive hat, kam also nicht von außen und ist nicht auf blöde mimicry demokratischen Westlertums zurückzuführen. Ein Politiker, der sich vor der preußischen Aufgabe in Mißverständnisse verstrickt, muß somit scheitern, ihm fehlt die Intuition und Inspiration der Stunde.

Als Kanzler hat daher Graf Hertling diese unitarische Forderung zu verwirklichen; aber während er sie in sein Regierungsprogramm übernahm, verkündete es laut seine Abneigung — gegen den Unitarismus. Als ob dieser eine rasende Gleichmacherei in allem und jedem heische und auf eine Bedrohung der bundesstaatlichen Selbstregiererei hinausliefe, soweit sie nicht das Leben des Gesamtstaates verletze und verengere. An diesem Punkte entdecke ich einen überflüssigen und darum bedenklichen Vorbehalt, der seine Energie bei der rücksichtslosen Durchführung der unaufschiebbar gewordenen Reform lähmen kann. Ein Bayer, der berufen ist, das preußische — das preußische, nicht etwa das bückeburgische — Wahlrecht zu demokratisieren, kann nichts als ein deutscher Unitarier sein. Die Zeit zu nationalliberalem und mittelparteilichem Versteckspiel ist bald vorbei, sie wird auch den berühmten Paragraphen 9 und seine bundesrätliche Weltentrücktheit packen und ins Demokratische umbiegen, ob man will oder nicht. Einen Schutz gegen die bedrohlichen Seiten der populären Vorstellung von Demokratie und Volksstaat sehe und suche ich in ganz anderen Dingen als in dem nun allzu entschleierten Geheimnis des Paragraphen Neun. Davon bei anderer Gelegenheit.

2

Die Ernennung des Herrn von Kühlmann zum Staatssekretär des Äußern erfolgte während jener krausen ‚Erneuerung' unserer Regierung im heißen Juli 1917, die man im Drama unsrer Entwicklung technisch zu den sogenannten retardierenden Momenten zählen wird.

Auch er war, wie der plötzlich auf die Turmhöhe der deutschen Kanzlerschaft gehobene Herr Dr. Michaelis, parlamentarisch ein Neuling. Auch er war, vor dem eigenen Volke und den Völkern da draußen, unbewiesen. Auch ihm wurden von den Wissenden der Konventikel und Klüngel, von den Personalienkrämern in den politischen Weinstuben, wie jedem unserer neuen Schicksalsverwalter, die ein höchster Wille plötzlich vor und

über uns stellt, gute, mittlere oder laue Noten gegeben, je nach den Hoffnungen, die die Gruppe oder das Grüppchen sich von ihm versprach. Und auch ihm sollte vom Augenblick seiner Ernennung an der Staatsbürger Vertrauen schenken.

Wie unsäglich bedrückend diese Art der Auswahl von Regenten für geistig und sittlich disziplinierte Menschen ist, brauche ich meinen Lesern nicht erst zu sagen. Keine Kunst, keine Wissenschaft, kein Handwerk, kein Zweig der hohen oder niederen Lebenspraxis kennt sie in dieser Epoche verfeinertster Fachbildung und fachlichen Auslesetriebes. Für eine politische Laufbahn großen Stils ist die Öffentlichkeit nun einmal der Schauplatz der Bewährung; von jedem Mann, der an die entscheidenden Stellen gerückt wird, muß sie ungefähr wissen, welches Gesamtbild der nationalen Aufgabe oder der Mittel zum Aufstieg er im Kopfe trägt, damit sie ihm in kritischen Zeiten folgen und seiner Führung vertrauen könne. Sie muß also Gelegenheit gehabt haben, ihn im Rate freier Männer zu beobachten, die Form seines Verkehrs mit Menschen und Dingen zu betrachten, die suggestive Kraft seiner Haltung, seines Redens und seines Schweigens zu schauen. Wenn aber der Ort, wo die Gesetze fabriziert werden, nicht auch der Ort sein soll, wo diejenigen sichtbar werden, die bestimmt sind, sie zu verwalten und auszuführen, wo die im allgemein-menschlichen Sinne politischen Persönlichkeiten in die Erscheinung treten: dann wüßte ich nicht, wie die gesuchte Annäherung und das Vertrauensverhältnis zwischen Regierung und Regierten sonst herbeizuzaubern wäre, nachdem man einmal so unvorsichtig gewesen ist, Verfassung und Repräsentativsystem und gesetzgebende Körper einzuführen. Ein Volk aber, das so tief in Spezialistentum, Geldmachen und Privatbeschäftigungen steckt, daß ihm langweilig ist, sich diejenigen anzusehen, denen es die Gesetzgebung anvertraut, verdient Verachtung, wenn es hinterher, in grausamer Notlage, an der Regentenmission derer zweifelt, aus denen es seine Parlamente zusammensetzt oder zusammensetzen läßt. Nebenbei: die englische Praxis parlamentarischer Vorbildung und Bewährung scheint mir immerhin, in diesem Zusammenhange, erheblich würdiger und erfolgreicher. Sie ist unzulänglich in dem, was unser aller Fluch ist: in der Überlieferung des diplomatischen Geheimbetriebs und der kapitalistisch oder plutokratisch orientierten Machtverwaltung.

Sehen wir uns Herrn von Kühlmanns unmittelbare Vogänger an. Warum hat Herr von Jagow, trotz seiner diplomatischen Schulung, versagt? Er konnte öffentlich nur stottern. Er las selbst unwesentliche Notizen unwirksam von Zetteln ab. Keine seiner Äußerungen — soweit sie in die Öffentlichkeit drangen: und die deutsche Öffentlichkeit war einigermaßen interessiert, zu wissen, wie man sein allerunmittelbarstes Schick-

sal verwaltet – verriet ein geschlossenes, auf Grundsätze gegründetes Gesamtbild der europäischen Staatenordnung, keine das Ideal einer zwischenstaatlichen Ordnung. Ob er eine allgemeine politische Orientierung besaß, eine Vorstellung von dem notwendigen Zusammenhang zwischen den innerpolitischen Entwicklungsmöglichkeiten und Entwicklungstendenzen seiner Nation und der ihm zukommenden Stellung unter den Völkern der Erde, das konnte ich bis heute nicht feststellen; ich weiß nur, daß er, wie man so sagt, ‚so im großen und ganzen konservativ gestimmt und gerichtet war', und daß seine persönliche Geschmackskultur von Amateurs und Snobs gerühmt wurde. Und solch ein Mann, der sich an öffentlichster Stelle in bescheidenste Anonymität hüllte, stand am Steuer und lenkte das Schiff in dem weltpolitischen Strudel. Von Herrn Zimmermann weiß man ... daß er bereits an den Vorfragen der diplomatischen Technik scheiterte. Auf deren höhere menschliche Weihe und Bedeutung wird man in vielleicht naher Zeit pfeifen.

Von Herrn von Kühlmann weiß man, Gott sei Dank, doch mehr und anderes. Er amtierte, unter dem Fürsten Lichnowski, als Botschaftsrat in London und fiel durch seine abgerundete, klare, ganz unproblematische Persönlichkeit nicht weniger als durch seine Geschäftsgewandtheit sofort und auf sehr wohltuende Weise auf. Geschäftsgewandtheit an dieser kitzlichsten Stelle unserer Außenbeziehungen bedeutete aber mehr als mächlerische Fähigkeit: sie war von politischen Zielen bestimmt. Immer wieder mußte ich hören, auch aus englischem Munde hören: der Mann hat Zukunft, da entwickelt sich ein politischer Charakter. Die vor der Kriegsraserei vorgeschlagenen Kolonialabkommen mit England über das portugiesische Afrika, den Kongo, die Bagdadbahn werden im wesentlichen auf seine Initiative zurückgeführt. Sein Ziel war: deutsche Weltpolitik ohne Weltkrieg. Man schrieb ihm die geistige Urheberschaft einer Flugschrift zu, die diese Anschauung vertrat; ich konnte freilich nie feststellen, mit welchem Anspruch auf Wahrheit. Das ist heute gleichgültig; denn wir dürfen nun annehmen, daß er den Weltkrieg als Fatalität und Aufgabe betrachtet, die anweist, – nach innen und nach außen zugleich Erleichterungen und Erlösungen zu schaffen. Alles deutete darauf hin, daß dieser Mann von ganz unbürokratischer Haltung in zusammenhängenden politischen Vorstellungen dachte und aus der engen, an sich so wesenlosen Welt des diplomatischen Handwerks hinausstrebte. Sein Aufenthalt im Haag, wo er während dieser schweren Zeit alsbald die deutschen Interessen als Gesandter vertrat, brachte die Bestätigungen. Er zählte von nun ab zu unseren diplomatischen Hoffnungen, wie es im Kanzleijargon heißt. Wir denken dabei an die menschliche und politische Potenz, die dahinter stecken muß, wenn heutige Ansprüche befriedigt werden sollen.

Herr von Kühlmann hat seither in seinem hohen Berliner Amt an der Antwort auf die Papstnote mitgeholfen. Er hat in mehreren Reden im Plenum des Reichstags und in den Ausschüssen wie ein Mensch zu Menschen gesprochen. Er hat offen und unbekümmert um höhnische Anpöbelungen vom Westen her sein europäisches Gewissen entblößt. Und er darf sich ganz offenbar das Verdienst zuschreiben, daß das Kabinett Hertling und dessen Bindung an das mit der Reichstagsmehrheit vereinbarte Programm zustande kam. Was ihm zu tun übrig bleibt, ist freilich nichts weniger als die Arbeit zu leisten, die uns ins Freie führen soll, nicht bloß nach Osten hin. Dort hat — man begreift nichts, wenn man das nicht begreift — die Idee von Stockholm versucht, sich leibhaft und als Menetekel für alle Welt aufzurichten, und wehe den Regierungen der westlichen Staaten, die glauben, sie mit imperialistischen Zangen zerbrechen zu können: denn ihre Seele, ihr Wesenhaftes gehört der Zukunft und beherrscht die Stimmungen, bestimmt hinfort die Gefühlsrichtung der Massen.

Es wird sich also bald erweisen, ob Herr von Kühlmann, in der stets so mannigfachen Winden ausgesetzten Berliner Amtsstube nicht der Versuchung erliegt, ins Geheimdiplomatische auszurutschen. Es wäre ein Jammer. Sein Aufstieg und die ganze Anlage seiner Persönlichkeit zeigen, daß er zwischen diplomatischer Technik und politischen Grundsätzen zu unterscheiden weiß. Grundsätze allein — sie brauchen nicht starr, müssen aber wahrhaftig und allumfassend sein — sind schöpferisch. Sie hängen nur negativ mit der Kriegskarte zusammen: insofern die Waffen (ich sagte es schon) nun auch den Westen verhandlungsreif machen müssen. Darüber hinaus liegt im Wesen des Grundsätzlichen, daß es zum Zweck einer endgültigen Pazifizierung des Planeten den Liebhabereien zwischen der östlichen und westlichen Orientierung ein Ende mache und die Verewigung der zwei feindlichen Ringe und Blöcke verhindere. Das kann das Schwert allein, es sei noch so siegreich, nie fertig bringen, dazu gehören Ideen, sittliche Vorstellungen, eine neue Art, den politischen und sozialen Lebenswillen der Völker zu verstehen, und ein Wille, der vor der Macht des Engen und Alten nicht kapituliert. Eine herrliche Mission. Mag Herr von Kühlmann in diesem an Entscheidungen trächtigen Augenblick ihrer Gebote eingedenk sein.

3

Ein Rückblick auf Bethmanns Führung der Außenpolitik in den letzten drei Jahren enthält für jeden seiner Nachfolger unmißverständliche Warnungen: darum sei hier nochmals davon die Rede. Am 9. Dezember 1915 sagte er, bei unsren Feinden müsse sich die Erkenntnis befestigen, daß das Spiel für sie verloren sei; wenn sie noch immer den Tatsachen sich nicht beugen wollten, würden sie es später tun müssen. Er sprach

in diesem Zusammenhange von militärischen, politischen und wirtschaftlichen Sicherungen, über deren Auswahl er sich die Freiheit der Entschließung vorbehalte. Ton und Tendenz dieser Erklärung waren machtpolitisch. Am 5. April 1916 wurde der Staatsmann deutlicher. Der status quo ante wurde zunächst für den Osten und die dort vom Zarenjoch befreiten Völker abgelehnt und die Lösung der östlichen Probleme ausschließlich den Zentralmächten vorbehalten; für Belgien wurden reale Garantien, für den deutschen Unternehmergeist koloniale Betätigungsfelder gefordert ... Daneben aber wagten sich schon schüchterne Vorstellungen vom neuen Europa, vom Europa der friedlichen Arbeit ans Tageslicht, vorläufig noch, ohne alldeutsche Gemüter zu erschrecken. Pazifistische Untertöne – oder was man so zu nennen beliebt – treten bald stärker hervor, zunächst als Reaktion auf die rhetorischen Ausschweifungen der Briand, Grey, Asquith und Wilson. Internationale Abmachungen für einen dauernden Frieden wollten auch wir, Deutschland sei sogar bereit, sich an die Spitze des zukünftigen Friedensbundes zu stellen; aber noch wird an dem Kautschuk der ‚realen Sicherungen' hin und hergezerrt, und an den Merkmalen des Begriffs wird so geräuschvoll herumgestottert, daß einem angst werden konnte. Am 10. November schreitet Herr von Bethmann Hollweg auf der pazifistischen Bahn weiter, die deutsche Öffentlichkeit beginnt sich mit den pazifistischen Gedankengängen einigermaßen vertraut zu machen; ja es gibt ernsthafte Politiker, die hier europäische Möglichkeiten sehen. Nun wird am 12. Dezember das große Friedensangebot gemacht; seinem Inhalte nach war es ein aufrichtiger Verständigungsversuch, durch seine einer abgefeierten und entwerteten Phraseologie abgeborgte Form brachte es sich um alle moralische Wirkung in die Ferne und Weite. Man setze die Analyse beliebig fort: es bleibt ein ewiges Schaukeln zwischen altem und neuem Stil, zwischen diplomatisierender Taktik und Technik und dem Versuch, aus dem Spiel mit Grundsätzlichem Ernst zu machen. Es geht so nicht weiter. Eine flimmernde und flatternde Zielvorstellung schwächt, ja demoralisiert, wie jede Unsicherheit im Sittlichen, den festesten Willen. Immer mehr tritt hervor, welch frivoles Spiel mit Moralitäten von den Regisseuren des Gegenbundes getrieben wird. Sie beginnen die Zeche zu bezahlen. Die Schleier fallen; es naht der Augenblick, wo nicht nur das russische Auge erkennt, wo der gräßliche Weltimperialismus seinen Sitz hat. Hüten wir uns, ins Netz der gleichen doppelten Buchführung zu geraten. Je reiner und eindeutiger unser Friedenswille sich heute gibt, desto stärker hebt sich noch das Niveau unsrer militärischen Leistung. Und je weniger ausschließlich wir an materielle Gegenleistungen in Land, Geld und Gut denken, desto gewaltiger wird unsre freiwillige Hilfstruppe in den uns feindlichen Ländern anschwellen. Bis die Erlösung da ist.

Anmerkungen

Simmels Goethebuch

Daß Goethes geistige Bedeutung nicht durch die Summe seiner Werke und seiner Erlebnisse erschöpft wird, ist auch nach dem Ausgang der ersten Romantik geahnt und gewußt worden. Wenn dennoch erst im dritten Menschenalter nach Goethes Tod die ersten Bücher erscheinen, die sein Dasein und Wirken als geistige Einheit darzustellen und zu deuten unternehmen, so mag die Ursache darin liegen, daß die Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts von Jahrzehnt zu Jahrzehnt unfähiger wurde, geistig-leibliche Einheiten als ursprüngliche, unteilbare Wesenheiten zu erkennen. Die Geschichte des Geistes zerfiel jetzt unter ihren Händen, wie schon früher das Wirken der Natur, in eine Unzahl von Relationen, die aufzusuchen, zu ordnen, zu trennen und zusammenzusetzen das Amt des Literaturhistorikers, des Ästhetikers, des Biographen, des Kulturhistorikers wurde. Die unzerfällbare Einheit des großen Lebens und des klassischen Werks galt als überhaupt nicht erfaßbar. Erst in ihren kategorischen Brechungen hatte sie sich dem wissenschaftlichen Schematismus zugänglich gezeigt. Von dieser Erfahrung bis zur Leugnung jenes Begriffs von lebendiger Ganzheit war nur ein kurzer Weg.

Simmels Goethebuch* hat als erstes diesen Zirkel durchbrochen. Nicht um den Zusammenhang und die Gültigkeit der Resultate des Goetheschen Denkens, nicht um die Fülle und Glut seines Lebens, den Wert und das Wachstum seiner Dichtungen und Schriften ist es dem philosophischen Deuter zu tun, sondern um ihre verborgene Einheit, um die letzten Triebkräfte und formenden Wesenseigenschaften ihres Trägers. Simmel selbst nennt den Gegenstand seines Suchens das „Urphänomen Goethe". Das aber kann nur als Metapher gelten. Denn der Goethesche Begriff des Urphänomens hat nur Sinn in einer Weltschau, der jedes Innere nur der geheimnisvoll-offenbare Grund eines Äußeren ist und der sich in der Einheit von Gestaltendem und Gestaltetem leicht der Widerstreit des Einen und des Vielen schlichtet. Diese Einheit aber erkennt Simmel durchaus nicht als gegeben oder auch nur postulierbar an; Empirie und Idee scheinen ihm durchaus trennbar, und so nähert sich sein Begriff des Urphänomens eher den Kantischen Begriffen bald der regulativen Idee, bald der Kategorie. Er selbst redet gelegentlich von einem „Apriori Goethe", um anzudeuten, daß es ihm nicht auf die konkrete Wirklichkeit des Goetheschen Daseins und Schaffens, sondern auf seine Gültigkeit ankomme — auf jenen „ideellen Sinn", der, Kantisch zu reden, das Phänomen Goethe erst „möglich" mache.

Die Eigenart des Simmelschen Denkens wird nun aber dadurch definiert, daß dieses Kantische Denkschema von einem Geiste aufgegriffen wird, der nicht wie der Kantische darauf gerichtet ist, zu scheiden, zwischen „Ansprüchen und Lei-

* Zweite Auflage. Leipzig, Verlag von Klinkhardt und Biermann.

stungen, Freiheit und Notwendigkeit, Willkür und Objektivität, Singularität und Allgemeinheit – sondern die getrenntesten Weltelemente zu verknüpfen, überall Beziehungen aufzuweisen, und gleichsam alle mit allem durch ein Netzwerk von Linien Koordinaten und Projektionen zu verbinden. Die Einheit der Welt, die frühere Philosophen in einem abschließenden Begriff, einem tektonischen Entwurf, einer erleuchtenden Schau fanden, nimmt für ihn die Form eines unendlichen Gewebes an, in dem alle Fäden sich queren und dessen Einheit sich nur dem erschließt, der durch die Bewegung seines eigenen Intellekts die Verknüpfung der Fäden nachzubilden sucht. Es ist, als ob der uneingestandene Relativismus der modernen Wissenschaft hier seine Selbstaufhebung suche, indem er jetzt das Dasein des Absoluten nicht mehr leugnet, sondern als eine Form der Relation begreift.

Man wird den letzten Büchern Simmels, vor allem dem Goethebuch, nicht minder aber auch den Rembrandt-Studien, die ihm in der Grundintention verwandt, der Methode nach jedoch polar entgegengesetzt sind, man wird diesen Büchern kaum gerecht werden können, wenn man sie nicht in ihrer Bedingtheit durch dieses letzte Motiv des Simmelschen Denkens sieht. Ein von Natur anders gerichteter Geist wird sonst nur schwer verstehen, daß für jenen das Wesen, der geistige Gehalt, das metaphysische Prinzip eines Genius, eines Kunstwerks, eines Schicksals nicht in seiner einmaligen und ewigen, nur durch Darstellung zu offenbarenden Gestalt, sondern in der Totalität seiner Relationen liegt. Es ist kein Zufall, daß Simmel den Gegenstand seines Buches definiert als „das Verhältnis von Goethes Daseinsart und Äußerungen zu den großen Kategorien von Kunst und Intellekt, von Praxis und Metaphysik, von Natur und Seele." Erst nachdem jede einzelne Phase des Goetheschen Lebens und Schaffens verknüpft ist in die Verwebungen der metaphysischen Grundprobleme, gilt die Erscheinung als erfaßt und eindeutig festgelegt. Die Ebene der Idee und die Ebene der Erfahrung bleiben aber durchaus getrennt. Das Einzelne gilt hier nicht als Verkörperung und Verzeitlichung ewiger Kräfte und Substanzen, als lichte Geburt eines göttlich-dumpfen Grundes: „es bleibe vielmehr," heißt es an einer sehr bezeichnenden Stelle des Vorworts zum Rembrandt-Buch, „ruhig in seiner schlichten Tatsächlichkeit und unter deren unmittelbaren Gesetzen und werde erst so von dem Netzwerk der Linien empfangen, die seine Verbindung mit dem Reich der Ideen vermitteln." Diese unüberbrückbare Trennung von empirischem Sein und idealem Sinn ist das notwendige Korrelat der relativistischen Einstellung: wo nicht das Erlebnis einer urgegebenen Einheit das Denken beherrscht, sondern statt dessen eine unübersehbare Vielheit als isoliert gegebener Elemente sich dem Trieb zur Verknüpfung darbietet, darf die Grenzlinie nicht überschritten werden, jenseits deren die Antinomien der Begriffe vor dem Anspruch einer andern Weltsphäre Grund und Geltung einbüßen.

Es scheint, daß keine Denkart weiter von der Goetheschen entfernt sein kann als diese, für die die „Gestalt", der unableitbare Mittelpunkt und Schlüssel des Goetheschen Denkens und Wirkens, definierbar ist als „typisch bestimmte morphologische Erscheinung der Dinge" und für die „geprägte Form, die lebend sich entwickelt," nicht ein in sich selbst die Deutung tragendes Urphänomen, sondern ein höchst problematisches synthetisches Urteil darstellt. Simmel selbst glaubt allerdings mit seinen Formulierungen die Linien der Ideen zwar „über die Grenzen des Goetheschen Denkens und Schaffens selbst hinaus zu verlängern", ihre Richtung dagegen nirgend zu verändern. Doch wäre hier nicht zu fragen, ob nicht die Linien der Simmelschen Deutung, die Antworten geben will, wo Goethe sich und den an-

dem das Fragen selbst verwehrte, einem Gesetz gehorchen, das die Rundung der Goetheschen Welt sprengt und so die Bedingungen seiner Existenz selbst aufhebt?

Vielleicht wird die Geistesgeschichte einmal urteilen, es sei gerade dieses Ringen einer von Goethe selbst sicherlich als gegnerisch empfundenen Denktendenz mit dem ihr polar entgegengesetzten Gegenstande, das dem Buch seine dialektische Spannung und seinen dokumentarischen Wert gäbe; neben der historischen Bedeutung, die es durch die Neuheit und Kühnheit seiner Fragestellung erworben hat. Für uns Mitlebende tritt ein Drittes hinzu: das Buch grenzt durch die Höhe der Ansprüche, die es an sich selbst und an seine Leser stellt, die Schar derer, die von Goethe als einem geistigen Ganzen zu reden befugt sind, mit großer Schärfe und Bestimmtheit ab. Daß diese Funktion einem Werke zufällt, das aus allbeziehendem, gestaltauflösendem, ja romantischem Geist entstanden ist, scheint eines der denkwürdigsten Symptome der Zeitlage zu sein, die das Pathos ihrer Spannung hier bis zum klarsten Bewußtsein gesteigert wiederfinden mag.

Kurt Singer

Ein Paracelsusbuch

Zum „unbekannten Österreich" gehört auch jener große Naturforscher, Arzt und Theologe Theophrast von Hohenheim aus dem alten schwäbischen Geschlechte der Bombaste (Banbast), der mit der Geistesgeschichte dieses Landes eng verknüpft ist. Leider ist er von Sage und Fälschung arg verunstaltet, so daß sogar ef wissenschaftliche Werke von ihm ein ganz falsches Bild geben. Er war alles, nur kein Okkultist, Zauberer, Goldmacher und Wunderdoktor. An anderer Stelle habe ich mich bemüht, diesen apokryphen Paracelsus an der Hand der Quellen und ihrer Textkritik zu widerlegen. Im Jahre 1537 kam er auch nach Wien, auf dem Wege von Preßburg, wo er am Freitag vor Michaelis von der Stadt feierlich empfangen worden war. Genau vor 380 Jahren! Nun hat ein österreichischer Dichter, E. G. Kolbenheyer, dem wir ja auch den tiefen Spinozaroman verdanken, in einem schönen Buche („Die Kindheit des Paracelsus". München, Verlag Georg Müller) seine Jugend erzählt und das erstemal den wirklichen Paracelsus weiteren Kreisen näher gebracht. Schon das Kind läßt den genialen Mann mit der Unruhe und Schwere im Herzen ahnen, diesen tiefblickenden Forscher mit dem deutschen Naturgefühl und der so seltsamen Teilnahme an Natur und Leben, für seine Tage fremdartig vertraut mit der ewigen Gesetzlichkeit alles Geschehens. Es lag Provokation in diesem Sichaussondern, ein Angriff gegen Schrift und Federzeug, Buchstabe und Druckwerk seiner Zeit. Es sind elende Zeichen nur. Unser Wissen ist nicht viel mehr als ein Saum am Gewande des Unendlichen. Das wirkliche Leben überstrahlt alles! Im Buch der Natur müssen wir lesen, in der Erfahrung und im vergleichenden Experiment; das sind die Blätter, die wir umkehren sollen und auf ihnen steht die Wahrheit. Das ist der echte Paracelsus. Wundervoll menschlich hebt sich der Kopf dieses Mannes schon aus der Kindheitsgeschichte heraus, das Einsiedeln des fünfzehnten Jahrhunderts (sein Geburtsort) bekommt landschaftliche Farbe und Ton, der Etzelberg, die Teufelsbrücke, das Paracelsushaus, sein Vater Wilhelm Bombast von Hohenheim, der eingewanderte Arzt aus Schwaben reitet über die verschneiten Berge des Schwyzer Landes, die Einsiedler Familien Ochsener und Wessener leben wieder wie leuchtend klare Bilder von Dürer und Holbein; wir sehen die Lichter und Goldpracht der „Engelweihe", das lärmende Pilgerfest der Gnadenkirche mit seinen Ekstasen, die

großen Männer des Tages, Mönche, Gelehrte, Ketzer, Rebellen, Krieger, Dichter und sinnende Frauen aus altem schweizerischen Blut. Das alles vor die aufziehenden Gewitterwolken der Reformation gestellt. Wie eine alte trauerbeladene Chronik liest man dieses schwerblütige und doch oft atemberaubende Buch. Herzenslaut, Muttersprache, Gottessehnsucht und immer wieder der helle Schrei Freiheit wie „ein Herold in Scharlach" reden aus ihm. Nur daß die Luft darin oft zittert wie über einem großen Brande . . . . . Mitten in diesem Geschehen der junge Paracelsus. Es wurde ihm alles zu Zeichen und Wundern, daraus er ahnte, daß ihm mehr beschieden sei, als allen, deren Pracht und Schmuck, Würde und Wehr in der Sonne funkelten. Aber Unrast und Wanderstab waren ihm beschieden, die ihn von Welle zu Welle weitertrieben. So fühlt man ihn auch, wenn man den seltenen Stich aus dem Jahre 1540 von Augustin Hirschvogel sieht. Er hat den damals weltberühmten Mann vielleicht in Laibach gezeichnet. Meines Erachtens gewiß nach dem Leben. Am 24. September des darauffolgenden Jahres ist er in Salzburg gestorben. Oder wie der Grabstein auf dem stillen Friedhofe zu St. Sebastian mitteilt: vitam cum morte mutavit. Wie hat sein Vater einst zu ihm in Tagen der Kindheit gesagt: „Ein guter Gott hat es den Menschen verliehen, daß sie nicht wissen, wann sie am glücklichsten sind."

Franz Strunz

Über die Buße

Der Wüstling, der sich am Grab seiner Dirne erschießt, büßt nicht. In keinem Fall büßt er dadurch. Auch dann nicht, wenn er sich in der vorletzten Szene des fünften Aktes eines Spiels erschießt — auch nicht in der Idee. Es mag sein, daß Buße solch einer Tat vorangeht. Aber die Tat ist die Buße nicht, sondern ein Irrtum, eine Flucht oder eine Ernte: ein Recht, das durch Buße erworben geglaubt wird. Es soll Mörder geben, die sich zum Galgen drängen. Sie mögen jenes Gefühl dabei in sich haben, mit dem unser sittlicher Trieb Handlungen bejaht. Aber sie büßen nicht, eher fliehen sie vor der Buße.

Reine Buße ist nicht Reue noch Angst.

Die alten Bücher machen keinen sprachlichen Fehler, wenn sie Buß' und Reu' immer zusammennennen. Buße und Reue ist nicht eins und dasselbe.

Reue ist Sache des Tiers, der Angst.

Buße ist Sache der Erkenntnis und etwas mehr, worüber wir sprechen wollen.

Die Reue hat keine Erkenntnis. Die Reue lebt in dem Gemüt, das bei Erinnerung an eine Tat durch Voraussicht böser Folgen geplagt ist. Oder, wenn diese Folgen nicht als künftig gedacht sind, dann durch die übermächtige Mißbilligung des eigenen Wesens, aufgerührt durch die nicht zu bannende Erinnerung an das harmoniestörende Tun.

In diesem Punkt berühren sich Buße und Reue. Diese Reue, die Qual nur durch den Gedanken: „Das tat ich böse", sie macht einen Grund zu dem Bau der Buße.

Ist ein Teil von dem, was die Buße mehr ist als Erkenntnis. Aber auch hierin noch, genau gesehn, unterscheiden sich Buße und Reue. Das Leid der Reue ist tierisch, dumpf, Ding nur der Seele. Das Leid der Reue sehnt sich nach der Befreiung durch die Peitsche. Die Reue ist Sache des Sklaven in unserm Gemüt. Ihre Rechtfertigung hat sie nicht in ihr.

Das Leid der Buße ist schon der Erkenntnis vermählt. Das Leid der Buße hat schon seine Seligkeit. Die Buße hat die Rechtfertigung mit der Schuld in einer Schale. Sklave bist du, wenn du bereust. Kind des Herrn und Herr bist du, wenn du büßest. Geschlossenen Auges

bereust du, gebohrt in dich. Offenen inneren Auges büßest du, schauend über dich. Büßend erkennst du deine Schuld und leidest. Und erkennst in allem Leid, daß es sein mußte, daß du schuldig wurdest. Du schaust die Größe der Welt und wirst groß in Demut, erkennend wie klein du bist. Du schaust mit Weltaugen und lernst dir verzeihen und lernst dich beugen der Macht, die will, daß du schuldig wurdest.

Vier Glieder hat die Kette der Buße: Leid, Erkenntnis, Verzeihung sind drei, die das vierte zum Heilsring verbindet: Entschluß zum Kampf.

Denn es ist mir nicht dienlich, Qual zu leiden durch meine Schuld, es ist mir nichts nütze, erkennend mich in Demut dem unendlichen Willen zu beugen, daß vor dem Heil Schuld sein muß, es ist mir nichts nütze, Gottes Verzeihung zu haben und meines Herzens Verzeihung, wenn sie, Leid, Erkenntnis, Verzeihung sich nicht in mir schließen zu einem Entschluß zu neuem Kampf: „Ob ich schon böse bin, will ich doch ringen zur Güte. Ob ich schon schwach bin, stemmen will ich mich doch. Ob mich schon die Last der Sucht auf den Boden drückt, will ich doch wieder aufstehn."

Es gibt einen Glauben an das Gute, den wir aus hunderttausendjähriger Geschlechtsreihe Kampf ererbt haben. Sündigend strafen wir unsern Glauben Lügen. Büßend richten wir tapfer das Bild wieder auf. Nicht für uns kämpfen wir diesen Kampf, sondern für ein Ganzes als wirksame Teile. Nicht begangener Übertretung wegen leisten wir Buße, sondern weiterkämpfend einen ererbten Kampf um ein langersehntes Gut. Glieder sind wir einer Kette bergauf. Den Glauben, den man uns unten mitgab, sollen wir weiter hinauftragen. Weitergeben ist der Sinn meines Lebens!

Eduard Reinacher

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin, Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Dr. F. WICHERT.

Berlin W. 10, den 4. Februar 1918.

Von der Heydtstraße 11.

S. Brief v. Stumm.

Herrn Professor Dr. Samuel Saenger, Berlin W., Fürtherstr.11a.

Sehr verehrter Herr Professor.

Auf Umwegen erfahre ich, daß Sie sich mein langes Schweigen in einer Weise gedeutet haben, die ich sehr bedaure, weil sie ganz und gar nicht dem Eindruck entspricht, den Ihre schönen Ausführungen im Januarheft der Neuen Rundschau auf mich und vor allem auch auf den eigentlich Betroffenen gemacht haben. Wenn ich zunächst nichts mehr von mir hören ließ, so lag das wohl hauptsächlich daran, daß Herr von Kühlmann, gleich nachdem ich Gelegenheit gehabt hatte, ihm Ihren Aufsatz vorzulesen, nach Brest ging und in das Gewirr der darauffolgenden Ereignisse der= maßen verschlungen wurde, daß ich keine Möglichkeit mehr sah, un= seren durch den Aufsatz angebahnten Verkehr praktisch auszubauen. Wohl habe ich die ganze Zeit auf eine Gelegenheit dazu gewartet und darüber, wie ich leider gestehen muß, zu lange unterlassen, Ihnen von der freundlichen Wirkung Ihrer Ausführungen zu berich= ten. Nehmen Sie mir das bitte nicht übel. Sie selber wissen, oder können sich doch sicherlich vorstellen, was in den letzten Wochen auf Herrn von Kühlmann und seine Umgebung eingestürmt ist. Außer= dem hielt mich eine Art Selbstbescheidung davon ab, wieder an Sie

heranzutreten, bevor ich auch wirklich etwas zu bringen haben würde.

Gerne würde ich wieder einmal mit Ihnen zusammen= treffen. Zeigen Sie mir bitte, indem Sie mir deswegen schreiben, daß das Mißverständnis jetzt als beseitigt gelten darf.

Mit ergebenstem Gruß

Die neue Rundschau
S. Fischer, Verlag, Berlin W
Bülowstraße 90

beantw. 8.2.18.
Angesagt z. Dienstag 9 h.
11/2/18

10

W 50 Fürtherstraße 11a
Uhland: 6837

Sehr verehrter Herr Doctor, glauben Sie mir nur, – mir liegt nichts ferner als Exhibitionismus der Schrift. Stellereifelbarkeit! Nur war ich aus objektiven Gründen betrübt, als ich wahrzunehmen meinte, daß mein Versuch, einen Staatsmann, an dessen Unentbehrlichkeit in dieser Wirrnis ich glaube, publizistisch nach dem Maß meiner Möglichkeiten zu unterstützen zu müssen, so gar kein Echo fand. Vielleicht tat ich unrecht, daß ich dieser Stimmung einem alten und guten Bekannten gegenüber offen Ausdruck gab; aber wenn das die Gelegenheit schafft, eine Beziehung wieder anzuknüpfen, von der ich mir viel Anregung und, darüber hinaus, objektiven Nutzen versprach, so könnte ich dieser Unbeherrschtheit nachträglich noch herzlich froh sein.

Würden Sie mir die Freude machen, am Dienstag oder Mittwoch nächster Woche bei und mit uns eine Tasse Tee zu trinken? So gegen 9 Uhr. Ich würde mich sehr freuen. Oder wir treffen uns irgendwo in der Stadt zum Nachtmahl oder zum Glase Bier (deutsche Gesellschaft?). Bitte um Vorschläge.

Mit freundlichstem Gruß und

hochachtungsvoll ergeben
Ihr S. Saenger

Die neue Rundschau

Redakteur Prof. Dr. S. Saenger, Berlin W, Fürther Str. 11 a
S. Fischer, Verlag, Berlin W, Bülowstr. 90

Berlin W, den 14. 2. 18

Liebe und verehrte Frau Dr. Wiesenthal

Ihre Karte hat uns, als wir uns wieder, das Gefühl, in einer ungemein warmherzigen und verständnisvollen Umgebung geboren zu haben; und wir waren glücklich wie über einen wiedergefundenen Kostbarkeit Fund.

Und so mache heute auch Ihr gütiges Telegramm. Ihr Dank kam von Herzen!

Ihr selber ist in seiner Treue und einer grossen stillen Tapferkeit, die das Einzelleben zu einem reichen und hochbedeutenden Reichtum auch für Mitmenschen macht. Ihr Wort von Lütze macht in der Tat in die Rüstung dieses Jahr Freude und Ihnen Zuversicht.

Ihr Sohn hat wieder von sich. Seine Briefe vielmal gelesen von uns Beiden, die Kinder und Ihr

Ihnen sehr ergeben

Saenger

3. d. 4
W

12

Die neue Rundschau

Redakteur Prof. Dr. S. Saenger, Berlin W, Fürther Str. 11 a
S. Fischer, Verlag, Berlin W, Bülowstr. 90

Telefon: Uhland 6837

Berlin W, den 5/III.18

Lieber und verehrter Herr Doktor!

Wollen Sie nächsten Sonntag bei und mit uns Tee trinken! Sie wissen, wie sehr wir uns freuen würden, Sie wiederzusehen. Es werden nur noch einige wenige Bekannte da sein, unter anderen wahrscheinlich auch Herr Geheimrat Deutsch, den kennen zu lernen Sie vielleicht interessiert.

Mit herzlichen Grüssen

Ihr sehr ergebener

J. Saenger

Am 5. 3. telefoniert, daß Sie in Holland. Sie geben noch Bescheid, wenn Sie kommen.

Herrn Dr. F. Wichert, Berlin W. 10, Herkules Ufer

Dr. F. WICHERT.

Berlin W. 10, den 19. März 1918.
Matthäikirchstraße 31.

Herrn Professor Dr. Samuel Saenger, Berlin W., Fürtherstr.11.

Verehrter Herr Professor Saenger.

Ich bin nun wieder zurück und da möchte ich Ihnen gleich für Ihre freundliche Einladung danken, der ich leider nicht Folge leisten konnte. Es war so schön, wieder einmal mit Frau und Kindern zusammen sein zu können. Um mir die volle Reinheit dieses Genusses zu sichern, hatte ich mir alles vom Leibe gehalten, was auch nur von ferne nach Politik aussah. Ich lebte dort so, als sei mein Haus eine gutgehende Farm irgendwo in einem friedlichen Lande, das infolge seiner schlechten Postverhältnisse auch von dem größten Kriegsunglück nichts erfahren haben würde. So herrschte während dieser Tage in unserem Kreise eine geradezu nahrhafte Sorgenlosigkeit, an die ich jetzt mit Rührung denke.

Hoffentlich sehen wir uns bald einmal wieder.

Mit freundlichen Grüßen für Sie und die Ihrigen

Ihr

Die neue Rundschau

Redakteur Prof. Dr. S. Saenger, Berlin W, Fürther Str. 11 a
S. Fischer, Verlag, Berlin W, Bülowstr. 90

Berlin W, den 4/4. 18 14

Lieber und sehr verehrter Herr Dr. Wichert!

Ich lasse Ihnen gleichzeitig das neueste Rundschauheft zugehen und bitte Sie, neben dem von mir gezeichneten Aufsatz auch den Junius-Artikel zu lesen. Ich glaube, dass beide Aufsätze einen Einblick in die Richtung meiner politischen Grundgedanken geben, die weit über das entsetzlich Aktuelle und die schmierigen Vorgänge der politischen Kulissenschieberei hinausgehen.

Ich bedauerte immer schon, dass Herr von Kühlmann so wenig Gelegenheit hat oder sucht, laut zu werden. Ichnglaube, es gibt kein besseres Mittel, um sein Wollen und die Generalidee seiner Politik dem öffentlichen Gewissen - soweit es Gewissen ist - einzuhämmern. Die üble Kahlheit der offiziellen Publizistik, soweit die Aemter und deren literarische Berater sie besorgen, ist unerträglich und kann, was ja geradezu bedenklich ist, nicht in die Weite, vor allem nicht bis zu unserm lieben Bundesgenossen ausstrahlen.

Haben Sie in der »Deutschen Rundschau« den Elsass-Artikel gelesen? Neben vielem wiederkäuenden Pathos und geschichtlicher Rührseligkeit ist zum Schluss doch die richtige Linie gezeigt. Es gibt ein Mittel, die Elsässer selbst für sich und gegen die Fortsetzung des jammervollen Zweikampfes um sie zeugen zu lassen. Ich habe schon gelegentlich darauf hingewiesen und mir scheint in

Ich habe schon gelegentlich darauf hingewiesen und mir scheint es
sowohl die Aemter wie auch Parteistellen bereits die notwendigen
Massnahmen getroffen zu haben, um Reibungen zwischen Partei und
Staat nach Möglichkeit zu vermeiden. Die Frage selbst ist - soweit
es gelungen ist - ausserordentlich delikat und ich glaube, dass
man sie nur von Fall zu Fall wird lösen können.

Ich bin gerne bereit, mich mit Ihnen darüber zu unterhalten.

Heil Hitler!

Ihr sehr ergebener

Die neue Rundschau

Redakteur Prof. Dr. S. Saenger, Berlin W, Fürther Str. 11 a
S. Fischer, Verlag, Berlin W, Bülowstr. 90

Berlin W, den 4/4. 18

15

diesem Aufsatz zum Schluss Richtiges angedeutet zu sein. Ich komme gelegentlich auf diese Dinge in der Rundschau zurück, - aber das sind ja schliesslich alles nur Kontemplationen, auf die die sogenannten berufenen Politiker nicht achten. Was sagen Sie zu Czernin und dem alldeutschen Geheul gegen ihn? Ich möchte sehr gern einmal nach Wien, um mich mit den Leuten der Arbeiterzeitung, von denen einige, wie Leuthner, ungewöhnlich sind, auszusprechen und gleichzeitig den ausgezeichneten Riedel (Sektionschef und jetzigen Generalkommissär der Auslandswirtschaft) zu interpellieren. Auch da müssen grundsätzliche Aenderungen eintreten, die nur nach Aufrichtung eines in gutem Treuen gezeugten und befolgten Arbeitsprogramm herbeizuführen sein werden.

In ergebenster Gesinnung

Ihr

J. Saenger

[illegible]

[illegible]

[illegible]

16

Die neue Rundschau

Redakteur Prof. Dr. S. Saenger, Berlin W, Fürther Str. 11 a
S. Fischer, Verlag, Berlin W, Bülowstr. 90

Berlin W, den 5/IV. 18

z. d. A.
ad 4

Lieber und verehrter Herr Doktor!

Anbei die Kopie des Briefes an Herrn D. Ich würde ihn jetzt anders schreiben, aber das Wesentliche steht ja doch darin.

Von Herrn Fischer höre ich, dass Hofmannsthal versuchen wird, Herrn v. K. für die Sache Wassermanns zu interessieren und sich zu diesem Zweck an Sie wenden wird. Da Sie so freundlich waren, Ihre Hilfe in Aussicht zu stellen, so teile ich Ihnen das mit. Wenn Herr v. K. sich bereitfinden lässt, an den Papierdiktator Reis eine Zeile zu schreiben, in der hervorgehoben wird, dass der Verlag S. Fischer ein Ausnahmefall ist und eine Ausnahmebehandlung verdient, so wäre es denkbar, dass der Papierdiktaturparagraph aufgehoben wird.

Die Fenster stehen weit offen und der Frühling spaziert in seiner ganzen Seligkeit ins Zimmer, stolpert aber über den moralischen Stank, der ihm zu meiner sogenannten Seele den Weg versperrt. Welcher Napoleon rettet das Leben vor der Politik!

Herzlich ergeben

Ihr

Meyer

5/IV. 18

Sehr verehrter Herr Geheimrat!

Gestatten Sie mir, auf einige Bemerkungen zurückzukommen, die Sie über Herrn von Kühlmanns Arbeit in Bukarest am Montag Abend machten. Sie sagten, der Mann habe auf nicht zu verantwortende Weise die wirtschaftlichen Interessen Deutschlands preisgegeben; die Oesterreicher hätten wirtschaftlich das Rennen gemacht; es liege mindestens Fahrlässigkeit und Leichtsinn vor. Aber dieser Leichtsinn im Sachlichen habe eine persönliche und sittliche Grundlage: Herr von K. habe sich während der ganzen Zeit skandalös benommen, mit Weibern abgegeben u.s.w. u.s.w. Die Deutschen, die Zeuge dieses schmachvollen Verhaltens unseres Staatssekretärs gewesen seien, wären empört gewesen. Alles das sei bekannt, und man sei in den "massgebenden" Kreisen der Ansicht, Herr v. K. werde nicht der Mann sein den allgemeinen Frieden zu machen; dazu sei er weder sachlich, noch menschlich-sittlich befähigt.

Mir gehen diese Bemerkungen durch den Kopf und lassen mir keine Ruhe. Ich habe Herrn v. K. bisher nicht bloss für eine sogenannte starke Begabung gehalten, sondern für einen staatsmänni-

5/IV. 18

schen Charakter, der eine eigene Politik im Kopfe trägt und mit heissestem Bemühen einen Weg aus dem Chaos ins Freie sucht. Die Waffen der Kritik habe ich vor ihm nicht gestreckt. Aber ich hielt und halte ihn immer noch, trotz aller Einwendungen im einzelnen, für unsere stärkste Hoffnung, eben weil er eine allgemeine europäische Grundkonzeption besitzt, was man von denen nicht sagen kann, die nach seinem Amte gieren. Nun wird mein Glaube an ihn erschüttert: denn es ist unmöglich, in diesem Augenblick Entscheidendes zu leisten, wenn man sich nicht mit Seele und Leib der grossen Sache vermählt.

Ich möchte Sie also bitten, mir freundlichst die Quellen zu sagen, auf die Sie Ihr so abschätziges Urteil über Herrn v. K. als Staatsmann und als Mensch gründen. Ich werde gleichzeitig Herrn Dr. Porges bitten, mir die Dame zu nennen, mit der der Staatssekretär nach Bukarest gefahren sein soll. Ich kann nicht annehmen, dass ernste Männer sich zu Trägern löchriger, von Uebelwollen eingegebener Klatschereien machen, die ganz offensichtlich dazu dienensollen, die Stellung des Staatssekretärs zu untergraben. Selbstverständlich stehe ich Ihnen jederzeit zur Verfügung, wenn Sie mir mündlich Aufklärung geben wollen.

In aufrichtiger Verehrung

Ihr J. Haenge

19

Die neue Rundschau

Redakteur Prof. Dr. S. Saenger, Berlin W, Fürther Str. 11 a
S. Fischer, Verlag, Berlin W, Bülowstr. 90

Berlin W, den 27. Mai 18

Lieber und verehrter Herr Doktor Wiesner,

ich sehe mein Manuskript durch und schreibe und schreibe und schreibe auf Manuskript, bis zum 1. Juni, fortgehen und möchte nun gern wissen, ob Sie Möglichkeit besitzt. In Ihrem Manuskript zu sprechen, aber nicht. Vielleicht darf ich bemerken, ich mir der Tatsache i. Deutschen über Mittelalterpädagogik und Renaissance nicht ausreichend klar bin; ich habe noch als „ausgesprochen" ausgesprochen und kann das Buch Problemenbücher sich Jahren genau. Also: mir liegt Roscoe, ich wollte, welche unmittelbaren Eindrücke Italien, und ob und wieweit sie über das bisherige Bild gegen, jetzigen Standpunkten führen, wie in der Behandlung der ausländischen Malerei (die natürlich hier groß ist) sehen zu sein.

Der jetzige Monatsbericht von G.B. in der Voss. Ztg. ist sehr günstig. Mittelalterpädagogik ist ein altes Schlagwort — Ihnen geschrieben habe; es kommt aber, wenn ich bei Ihnen war, wahrlich, wenn es Ihnen z. T. bestätigt hatte (und Ihnen) haben die Zeit und Lust, am Manuskript Ordnung zu

Beilage Accessorium mit untergelegtem Concept (Correspondenz Nessler
Hueber; der famose Leonid Kreutzer Brief) ausgefüllt. Ihm
Räuber sind darüber zu sprechen. Warenbezug: 8 Uhr.

Sonntag gründlich

Ihr ergebener
Ihr Bauer

Mit H.S. über Brief besprochen. Sänger erwirkt
durch H.A. ins A.A bestellt.

29/5 W.